

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1901

244 (24.10.1901) 2. Blatt

Erscheint täglich mit Ausnahme
Sonn- und Feiertags und kostet
in Karlsruhe in's Haus gebracht
vierteljährlich 2 M. 60 Pfg.
(monatlich 55 Pfg., wenn in
der Expedition oder in den Agen-
turen abgeholt), durch die Post
bezogen vierteljährlich 3 M.
25 Pfg., mit Bestellgeld 3 M. 65 Pfg.
Bestellungen werden jederzeit
entgegengenommen.

Badischer Beobachter.

Anzeigen: Die sechspaltige Zeit-
zeile oder deren Raum 20 Pfg.,
Reklamen 50 Pfg. Bei öfterer
Wiederholung entsprechender Rabatt.
Inserate nehmen außer der Expe-
dition alle Annoncen-Bureaus an.

Redaktion und Expedition:
Aberstraße Nr. 43 in Karlsruhe.

Samstags-Beilage:
Das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt
„Sterne und Blumen“.

Telephon-Anschluß-Nr. 535.

Post-Zeitungs-Biste 798.

Nr. 244. 2. Blatt.

Donnerstag, den 24. Oktober

1901.

Mangel an akademisch-gebildeten Lehrern.

Von gut unterrichteter Seite erfahren wir, daß unter unseren badischen Lehramtspraktikanten in letzter Zeit eine starke Auswanderungslust herrscht, die nachgerade den Charakter einer ernstlichen Bewegung annimmt. Nicht weniger als 5 sollen in letzter Zeit allein in den Dienst verschiedener norddeutscher Staaten übergetreten sein, ohne die dauernd in Privatdienst übergegangen; eine ganze Anzahl weiterer steht in diesbezüglichen Verhandlungen und noch andere werden folgen, wenn nicht bald etwas dagegen geschieht. Daß Letzteres notwendig ist, daß für unser Mittelschulwesen direkt Gefahr droht, weiß heute jeder Kundige. Man sehe sich nur den Mangel an Lehrkräften an, der es jetzt schon, trotz der interimsistischen Verwendung von Nealschulandabiten an Stelle des fehlenden Praktikanten unmöglich macht, eine Reihe dringend nötiger Lehrstellen zu besetzen. Man sehe sich an, wie viele Klassen über das gesetzlich zulässige Maß hinaus überfüllt sind, ohne daß es möglich wäre, sie zu spalten. Wer will es aber auch den jungen Leuten verdenken, wenn sie fortgehen? Fast durchweg aus dem begabtesten Teil unserer Mittelschulabituirenten sich rekrutierend, dürfen sie hoffen, in jedem Beruf ihr anfängliches Fortkommen zu finden. Und was geschieht? Nach vierjährigem kostspieligem Studium haben sie zwar keine Besoldung, aber dafür die Ehre, an einer der drei Hochschulen höhere pädagogische Weisheit über sich ergehen zu lassen. Nach einem Jahr hört diese Ehre auf und die Besoldung fängt an (wenn's gut geht). Ganze 1300 M. erhält der Praktikant von 24-26 Jahren, und wenn er's erbt, dann kann er nach 7-8-jähriger Praktikantenzeit mit einem Höchstgehalt von 1800 M. (seit 1901!) endlich hoffen, definitiv angestellt zu werden. Er ist dann 31-34 Jahre alt und erhält einen Gehalt von 2000 M. nicht unzureichendem Wohnungsgeld, d. h. so viel, als ein nicht begabte Konabituirenten, denen ein wohlmeinendes Schicksal dem Lehrberuf verschloß, in einem juristischen oder im Finanzfach fünf Jahren bestanden, und weit weniger als die meisten Kaufleute, Techniker u. s. w., die nur bis Untersekunda mit ihm auf der Schulbank saßen. „Aber dafür genießt er doch wenigstens die Vorrechte des Beamtenstandes, sichere Stellung, Hinterbliebenenversorgung, Wohnungsgeld?“ Der unglückliche Lehrer kann von heute auf morgen ohne Grundangabe auf's Plaster geißelt werden, denselberechtigt ist selbst der junge Professor vor den fünften definitiven Jahr noch nicht und Wohnungsgeld bekommt der Praktikant in Baden gleich gar nicht; nicht einmal die Zugkosten bei einer Verlegung, falls er mit ca. 30 Jahren sich erlaubt, Familie zu haben. Das ist das Bild in Baden. Und in Preußen schreibt der Bilanzangeiger täglich ganze Spalten voll erledigter oder neu zu erledigender Dozentstellen aus; dort schafft man in demselben Maß definitive Lehrstellen, wie bei uns unfähig; unsere jungen Praktikanten aber, vor die Wahl gestellt, ob sie noch einviertel Menschenalter um ein Jammergeld in unsicherer Stellung mit Beamtenpflichten ohne Beamtenvorrechte der engeren Heimat ihr Können weihen oder nach Preußen gehen sollen, wo sie sofort als Hilfslehrer mit 2400 M. und binnen Jahresfrist als definitiver Oberlehrer antommen, wären überhört, wenn sie nicht zugreifen wollten, wo ihnen das Bessere winkt.

Wer trägt nun an diesen Zuständen Schuld? Jahr um Tag ist im Großh. Oberlehrerrat gegen die akademisch gebildeten Lehrer geklingelt worden, entgegen-

den klaren Bestimmungen des Gesetzes hat man zahlreiche Stellen, die von Medizivocen in Professorenämtern gehören, mit den billigeren Reallehrern oder den noch billigeren Praktikanten besetzt, bis man endlich in der Lammstraße begriffen hat, daß auch der Preis der akademisch geschulten Lehrkraft dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterliegt. Und hält die starke norddeutsche Nachfrage noch weiter an, wozu alle Aussicht ist, dann glauben wir bestimmt, daß diese einfache Erkenntnis sogar in die Ränne des Finanzministeriums eindringen wird. Mit dem jetzigen Direktor im Oberlehrerrat ist auch ein neuer Geist dort eingezogen und die letzten beiden Budgetperioden haben mit der Bemerkung der Professorenstellen die Sache am richtigen Ziel angepaßt. Aber viel, sehr viel ist noch zu thun. Die Verhältniszahl der Professoren zu den Praktikanten ist durch Statut des Oberlehrerrats festgelegt; erreicht ist sie aber bei weitem noch nicht, dank den konsequenten Absichten des Großh. Finanzministeriums. Man wolle durch allmähliche Vermehrung der Professoren von Budget zu Budget jenes gesetzliche Verhältnis zu Stande bringen; dazu ist man keine Zeit mehr, das Ziel muß schon mit diesem Budget erreicht werden, eventuell im Nachtrag, soll uns nicht durch Auswanderung des besten Teils unserer jüngeren Praktikanten ein geradezu heillosen Lehrermangel treffen. Auch unteren badischen Mittel, der bei allen sonstigen Verdiensten hier eine ganz unzeitgemäße Mangel zeigt, muß diese Sachlage so deutlich vor die Augen gehalten werden, daß er einseht: Hier ist Gefahr im Verzug.

Speziell scheinen die Nealschulen, in denen die größeren Städte etwas miszureden haben, die größte schmerzliche Sparrerei zu sein; man scheint dort Geld für alles mögliche zu haben, nur nicht für die Bezahlung der nötigen Lehrkräfte. Dieses Frühjahr erließen in den südbadischen Schulblättern (Nr. 3) eine Zusammenstellung über die badischen Oberlehrerstellen, die teilweise unglückliche Verhältnisse ergab. So besonders in Konstanz, Baden, und vor allem in Heidelberg und Pforzheim. Die Wirtschaft, die dort teilweise besteht in Bezug auf die Verwendung von Neallehrern und Praktikanten als billigen Lehrkräften, unterwirft sich moralisch in nichts von der verwerflichen Lehrlingsgünsterei untreuer Privatgelehrter. Das Verhältnis der Professoren zu den Praktikanten soll jetzt schon bei 5:1 angekrebt wird nach einer oberlehrerrätlichen Erklärung im Landtag 6:1. Das Verhältnis war dieses Frühjahr in Konstanz 1,75:1, in Freiburg 2,8:1, in Baden 2,3:1, in Karlsruhe 4:1, in Pforzheim 1,5:1, in Heidelberg 2:1, in Mannheim 2,3:1; jetzt ist der Unterschied noch größer. Es wären demnach mindestens neu zu ertitlen: In Konstanz 3 Professoren, in Freiburg 2, in Baden 2, in Karlsruhe 1, in Pforzheim 3, in Heidelberg 3, in Mannheim 2 Professoren. Gerade von Seiten der meistkomprimierten Städte scheint man aber gar nichts zu geschehen; in einzelnen derselben hat man noch die alten Statuten nicht geändert aus der Zeit, da die Schule halb so groß war. Soweit diese Städte nicht Antrag gestellt haben auf Statutenänderung gewarnt Erreichung des gesetzlichen Verhältnisses, oder sofern sie solchen nicht für den Budgetnachtrag stellen, möchten wir hiermit allen Grüßen die Großh. Oberlehrerbekörde bitten, von ihrem Rechte Gebrauch zu machen: Sie greife selbst auf die alten Statuten zurück, die jene nicht ändern wollen, sie streiche die nicht statutarischen Klassen und sie wird wenigstens für die nächste Zeit

Praktikanten genug zur Verforgung der eigenen Anstalten haben. Den Städten dürfte es dann schon zum Bewußtsein kommen, daß sie nicht alles getan haben, damit die sie vollanhalten und zugleich überfüllte Klassen erreicht haben, sondern daß sie damit auch Pflichten übernommen haben.

Ausland.

Wien, 17. Okt. (Abgeordnetenhause). Der Ministerpräsident erklärt im Verlaufe der heutigen Sitzung: Die Regierung halte an der Ansicht fest, daß sie, so lange die nationalen Fragen nicht gelöst seien, sich keiner einzelnen Partei anschließen dürfe, um sich nicht dem Verdacht der einseitigen Auffassung auszusetzen. Das österreichische Ministerium müsse sich zur Nichtannahme nehmen, daß es in Oesterreich wohl eine nationale Partei, aber keine nationale Regierung geben könne. Daran, daß der Staat nicht zurückbleibe, sei jeder Volkstamm in gleicher Weise beteiligt. Die Regierung werde sich der Pflicht, den inneren Frieden vorzubereiten, nicht entziehen. Die Parteien müßten zu der Zeit, in welcher die wirtschaftlichen Beziehungen zu Ungarn und die handelspolitischen zu den fremden Staaten geregelt werden müssen, den nationalen Geist zurücktreten lassen. Der übrigen Welt gegenüber und in jedem bedeutenden Augenblick würden auch unsere vereinigten Volkstämme zu einem nationalen Volk und ebenso von Patriotismus erfüllt, wie irgend ein anderes. (Lebhafter Beifall.) Der Ministerpräsident verwies sodann auf die Ausführungen hervorragender ungarischer Politiker, welche angesichts der herrschenden Weltströmungen für die Folgezeit einseitige Oesterreich-Ungarn eintraten. Der Standpunkt der Regierung sei, daß unbedingte Loyalität nicht nur im Augenblick der Abmachungen, sondern während der ganzen Vertragsdauer und unter unangenehmsten Umständen der Rücknahme auch auf den anderen Teil dem Vertrage einverleibten Wert verleihe. Die Regierung ist für eine Politik der Handelsverträge, selbstverständlich solcher Verträge, in welchen auch die Interessen Oesterreichs gewahrt werden, denn andernfalls müßte Oesterreich sich auf seine Grenzen zurückziehen. Zunächst ist jedenfalls der Abschluß von Handelsverträgen in Aussicht zu nehmen. Von dem Zustandekommen neuer Verträge, namentlich von solchen mit dem deutschen Reich, die ja den Ausgangspunkt für alle weiteren Vereinbarungen zu bilden hätten, erhofft der Ministerpräsident eine Erleichterung aus dem Zustande, dessen bestehende Bedingungen schon seit Jahren hervorgerufen; die Regierung werde bei den bevorstehenden Handelsvertragsverhandlungen vor allem auf einen wirksamen Schutz der Industrie bedacht sein. Der Ministerpräsident kann mit aller Bestimmtheit erklären, die Regierung werde kein österreichisches Interesse, an wen immer, preisgeben. (Lebhafter Beifall.) Wird man uns einen erträglichen Frieden anbieten, so werden wir ihn bereitwillig annehmen; fordert man nur Opfer von uns und will uns keine Vorteile gewähren, dann werden wir die Rolle des geduldeten Lammes ablehnen. Der Friede eines Weltteils, durch seine Blindnisse und wohlaußgesetzliche Here gewahrt, findet eine natürliche Ergänzung in dem wirtschaftlichen Gleichgewicht der Staaten. Auch dazu seien die Parlamente da, um bei einer solchen Abweyr der Regierung zur Seite zu stehen. (Beifall.) Der Ministerpräsident erklärte, er werde noch heute einen Gegenentwurf betreffend einen Notstandskredit auf

3 Mill. Kronen einbringen, und schließt mit einem warmen Appell an das Haus, die recht baldige Erledigung des Voranschlags eine weitere Wirksamkeit des im letzten Sessionsabschnitte abgeschlossenen Waffenstillstandes sein zu lassen. Nach dem Ministerpräsidenten begründet Abg. Forstch seinen Dringlichkeitsantrag betreffend den deutschen Zolltarif. Er erklärt, es wäre besser gewesen, wenn die heutige Rede des Ministerpräsidenten vor der Veröffentlichung dieses Entwurfes gehalten worden wäre. Sollte der deutsche Zolltarif in seiner jetzigen Form in Kraft treten, dann könne von dem Abschluß eines Handelsvertrages nicht mehr die Rede sein. Die Stellung Oesterreichs gegenüber Ungarn habe sich angesichts der geänderten zollpolitischen Verhältnisse zu Gunsten Oesterreichs verschoben.

London, 22. Oktober. Neuer meldet aus Peking: Die hohe Beamte berichten, daß ein neuer Thronerbe ernannt werden wird, wenn die Kaiserin mit dem Prinzen Tsching in Kaifeng zusammenzutreffen wird. Dasselbe werde eine allgemeine Beratung über die Angelegenheiten des Reiches stattfinden. Der Kandidat der Kaiserin, Sun Keise, ist ein Neffe des Prinzen Tuan. Die Reformpartei erhebt Einspruch gegen die Wahl; sie glaubt, daß auch die Mächte sich derselben widersetzen werden, wenn die Kaiserin auf der Wahl besteht. Der spanische Gesandte verläßt morgen Peking. Doyen des diplomatischen Korps wird jetzt der österreichische Gesandte.

Briefe aus Tanger.

Sehr interessant für die Kenntnis des inneren Landes war eine Expedition nach der Stadt Tetuan, südlich von Tanger. Wir ritten etwa 8 Stunden bis zu dem Plage, auf dem vorangehende Araber mit Mantelstieren unsere Zelte aufgeschlagen hatten. Der Weg war nur durch die Fußspuren der Karawanen gebildet. Straßen gibt es ja nicht, und nur dem Umfange, das es einige Tage nicht geregnet hatte, verhalten wir es, durchgekommen zu sein. Manche Flüsse, die wir durchqueren mußten, sind zur Regenzeit so angeschwollen, daß an ein Passieren kaum zu denken, und Brücken sind höchst selten. Der Lagerplatz war wunderbar malerisch gewählt: eine kleine von drei Seiten durch wilde Felsklöffe begrenzte Ebene, auf der vierten Seite die von den Finnen der Kasba (Schloß) hoch überragte lebendige weiße Stadt Tetuan. Die Gebiete von vier wilden Stämmen stießen hier zusammen und war es wohl nicht umsonst, daß der Pascha um 10 Mann Bedienung für die Nacht gesandt hatte. Sicherer mag es gewesen sein, aber angenehmer kaum, denn das unaußsprechliche Schreien dieser Vögel, verbunden mit dem Wiehern der Pferde, dem Bellen der Hunde und eines oder des anderen Schalsals, den der Hunger in unsere Nähe getrieben, sowie das sonst so lustige Schlagen unzähliger Backstein machten die Nacht sehr unangenehm. Am andern Morgen ritten wir früh nach der ca. 1 Stunde entfernten gelegenen Stadt und begaben uns direkt zum deutschen Konsulatsvertreter, um von dort beim Pascha angemeldet zu werden und die Erlaubnis zur Besichtigung der Stadt und einiger arabischer Häuser zu erhalten. Erstere ist durchaus maurisch, ganz anders wie Tanger, die Leute auch noch weit freundlicher, und überall bemerkt man, wie vornehmhaft es ist, je weniger sogenannte europäische Kultur mit den Mauern in Be-

Mein Stern.

Roman von Melanie Steinrück.
(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Bei der Heimkehr erzählte dann die kleine Esther ihrem Freund Gottfried, wie schön es in dem vornehmen Hause gewesen, wie weich es sich auf den sammetnen Polstern fühlte, mit welcher guten Dingen man ihr angeordnet und welche herrliche Spielzeuge die Kinder dort hatten. Bisweilen erwähnte sie auch zweier Nissen der Frau Cajana: Arnold und Robert, die mit ihren Eltern im Hause des Großvaters lebten.

Gottfried kannte die Knaben. Es waren Mitschüler seiner Klasse (er ging nun in das siebente Jahr und besuchte schon lange das Gymnasium), zwei stolze, höfliche Burschen, mit denen er nicht gern zu thun hatte. Ein unangenehmes Gefühl überkam ihn, so oft Esther ihrer erwähnte, und ob er ihre gleich von Herzen jede Freundschaft gönnte, berührten ihn doch ihre Besuche in dem vornehmen Hause peinlich.

Ginst brachte sie von dort ein Bilderbuch mit, welches ihr Robert geschenkt. Es war weder neu, noch besonders geschmackvoll, aber die farbenreichen Blätter erfreuten die Kleine, und jauchzend zeigte sie es dem Freunde.

„Die häßlichen Bilder gefallen Dir?“ rief Gottfried erregt; er wußte selbst kaum warum.

„Wie mir das Buch, ich schenke Dir ein anderes.“

„Die Bilder sind gar nicht häßlich!“ erwiderte getränkt die kleine Esther. „Sie sind sehr schön.“

„Wie mir das Buch,“ erwiderte Gottfried gereizt.

„Was willst Du damit?“ gab das Mädchen zurück, ihn groß aufsehend.

„Wie mir es,“ sagte er zum dritten Male, und als sie noch immer zögerte, entwand er es rasch ihrer Hand und riß es mitten entzwei.

Esther begann laut zu weinen, und es dauerte lange, bis er sie wieder beruhigt und ausgehört hatte. Ein anderes Mal gab ein Geschenk Arnold's Anlaß zum Streit.

Esther fand bald heraus, daß Gottfried die beiden Jungen nicht leiden machte, und daß sie ihn durch nichts mehr ärgerte, als durch freundschaftliche Erwähnung der Brüder. Ob es seitdem Streit zwischen ihnen, so

brauchte sie nur zu äußern: „Arnold würde nie so unartig gegen mich sein,“ oder „Robert habe ich noch nie so heftig gesehen wie Dich,“ um Gottfried's Zorn auf's Höchste zu entflammen, aber zugleich jeden weiteren Ausbruch verunmöglichen zu lassen. Er wandte sich dann von ihr ab und blieb mehrere Tage unzugänglich. Weisheit reichte sie dann das Gehege, und sie suchte ihn zuerst wieder auf, um ihn durch ein paar liebevolle Worte zu versöhnen.

Im Ganzen war das Verhältnis zwischen ihnen ein herzliches. In seinen freizeiten sahen sie oft zusammen in einer mit Heckenrosen umwundenen Laube des alten Klostergartens oder auf der großen Allee des ersten Stadtwertes, der an die Schulzimmer der Mädchen stieß und von diesen benutzt werden durfte.

Von der Laube, und mehr von der Allee, hatte man eine herrliche Aussicht über den Rhein. Jenwärts ragte der prächtige Münster, die berühmten Patriziergiege, das „weiße“ und das „blaue Haus“ am sogenannten Rheinsprung. Aber fast unmittelbar gegenüber erstreckte man die Hinterseiten der Gärten der in der Ritterstraße gelegenen Häuser, auch die des Herrn Stählin-Bücher. Nach Osten zog sich das Juragebirge und hoch oben auf einem der Gipfel erhob sich das sagenreiche Saakt Arschona.

Gottfried erzählte dann der kleinen Esther Geschichten und Sagen, zunächst die des Klosters, wobei die des Priors Hieronymus Tschedenbüch für das atmenlos langweilige Mädchen stets das interessanteste Thema blieb. Gottfried berichtete ihr ferner von den Kämpfen der alten Schwäbener und den tapferen Helden jener Zeit, von den Taten eines Arnold von Wintfried und Wilhelm Tell, von jenen kühnen Männern, die sich in heimlichem Bund auf dem Hügel verschworen, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Auch solche Märchen wußte Gottfried, denen sie gespannt lauschte und deren Hauptpersonen sie häufig mit den Helden der Geschichte in poetischen Zusammenhang brachte. Der Rhein mit seinen Sagen und Legenden bot ihnen gleichfalls reichen Stoff zu ihrer Unterhaltung, und der ehrwürdige Vater der Flüsse wurde dem kleinen Mädchen bald ein Gegenstand besonderer Zuneigung.

Inzwischen schwand die Jahre. Gottfried besuchte die Universität. Esther sah noch auf der Schulbank, aber ihre Freundschaft war dieselbe geblieben.

Die ersten großen Ferien sollte Gottfried zu einer Aheineise benutzen. Sein Vater hatte in Köln einen Schulfreund, den wollten sie gemeinschaftlich besuchen. Der junge Mann freute sich förmlich dieses Vorhabens und bewillte sich, früher davon zu benachrichtigen. Diese nahm seine Mitteilung ganz anders auf, als er erwartete.

„So, Ihr wollt uns auf sechs Wochen verlassen?“ fragte sie lächelnd. (Gottfried wußte noch immer bei seinem Vater im Weißenhaus.) Es that ihr weh, daß er nur an das im bevorstehende Vergnügen dachte und die lange Trennung von ihr gar nicht in Anschlag brachte. „Nun, amüsiert Euch gut. Ich hoffe in der Zeit auch vernünftige Tage zu haben. Frau Cajana wird demnächst wiederkommen und mich recht oft zu sich einladen. Arnold, dem ich gestern begegnet bin, jagte mir es.“

Gottfried war bleich geworden, alle seine Freude war dahin. „Da wird die Zeit nicht lang werden,“ sagte er nach einer kleinen Pause höflich. „Arnold sieht ja wohl in deiner besonderen Gunst; seine Gesellschaft wird dich für die meiste entschädigen.“

„Gewiß,“ entgegnete Esther trotzig. „Wer sollte auch einen so hübschen, vornehmen, jungen Herrn wie Arnold nicht gern haben?“

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Der Verrath von Meh. Von Karl Weidmann. Mit Illustrationen von Chr. Ewyer. In farbigem Umschlag 1 Mark, geb. 2 Mark. Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart.

Der Verfasser der Schlachtenbilderungen von Bärth, Gravelotte, Sedan, Paris, Orleans, Velfort, welche in mehr als 150.000 Exemplaren verbreitet sind, bietet eine neue wertvolle Schilderung der Belagerung und Uebergabe von Meh. Das Meh-Darbel wird hier in anschaulichster Form gelöst. Wir sehen die ehrsüchtigen Selbstmordpläne des Marschalls Vasaine feimen, sich sprunghaft entfalten, bis die böse Frucht reift, sehen zuletzt den indirekten Verräther sich in die eigene Schlinge verwickeln. Dieses Buch, überreich an dramatischer Lebendigkeit und Spannung, bietet zugleich eine psychologische Charakterstudie ersten Ranges, ein Szenenbild, in dem auch das Geisig-Weibliche (Vasaine's Gattin) nicht vergessen wird. Chr. Ewyer hat als Illustrator seine schwierige Aufgabe mit vollendeter Künstlerkraft gelöst.

Kleines Feuilleton.

Französische Geistliche mit dem Lornister. Dieser Tage, so erzählt ein französisches Blatt, kamen in Nantes bei 150 Priester, Seminaristen oder Ordensleute an, um ihre 28tägige Waffenübung zu machen. Das heute in eine Kaserne umgewandelte alte „Kloster der Visitation“ glaubte für einen Augenblick, es seien keine alten, schalen Zeiten zurückgelegt. Einer der eingerichteten Ordensmänner präsentirte sich auf dem Hofen und die Wache fragte: „Sind Sie Jesuit?“ „Nein, warum?“ „Weil Sie kein Kollar tragen. Ich bin Jesuit und glaube einen Wütruder vor mir zu haben.“ „Nein, ich bin Gubst.“ „Ehnen Sie den Soldaten, der den Hof durchschreitet, es ist ein Dominikaner, welcher einen Seminaristen aus der Landes in das Magazin führt.“ Dieses Gespräch geschah in den Morgenstunden; aber gegen 10 Uhr und vorzüglich auf Mittag kamen ganze Scharen von Abbe's, Priester, Kapuziner, Brüder verschiedener Orden. Nach ihrer Ankunft und einer kurzen Rast im Kasernehof erfolgte im Magazin die Entkleidung.“ Vier Kapuziner zichen sich in einem Winkel aus und hängen ihre Habie an den Nagel. Da nicht alle zu gleicher Zeit in das Magazin hinein konnten, verwenden die die Zeit zum Breviergebet. Einer der Erstangekommenen, schon in Uniform, befindet sich bei dem Kaserneeingang, um die Ankommenden zu empfangen und sie zu verhindern, vor der Zeit des Reglements anzugehen. Da ihm die Zeit zu lange wird, so zieht er das Brevier aus der Tasche, um Besper und Nachtgebet zu vollenden. Im Augenblick kommt der kommandierende General; unter Abbe's erbebt sich, grüßt mit der einen Hand, während er in der andern das offene Brevier hält. Der General grüßt sehr höflich und wirft einen Blick auf das seltsame Schauspiel, das für den Augenblick der Kasernehof bietet. Die Leser werden sicher dieses Bild ebenfalls originell finden und man findet es einzig in Frankreich. Eine solche Behandlung katbolischer Priester ist selbst häretischen und falschnationalen Nationen unbekannt.

× Eine Bilder-Auktion. In Paris wurde kürzlich das Hausgeräth einer armen Frau, die ihren Mietzins nicht bezahlen konnte, öffentlich versteigert und das Weisse vom Mietzherrn erstanden. Zuletzt wurde noch ein Gemälde für einen Franken ausgerufen. Der berühmte Maler S., welcher zufällig antwefend und von dem An-

